

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Bersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Mit seiner gewohnten liebenswürdigen Freundlichkeit nahm der Oberst mein Anerbieten einer Zigarre und eines alten Kognaks an. Ich zündete die Lampe an und zog die Vorhänge zu. Recht sonderbares Bild, wirklich: ich und mein Kommandeur in meiner Bude so gemütlich beisammen wie zwei Duzfreunde. Die Anknüpfung war ihm nicht schwer gemacht: der Hund und die vielen Bücher auf meinem Tisch. — Er blätterte darin, kannte und lobte einige und mich dazu, da sich Lesezichen darin fanden, die auf meinen Geschmack an ernster Lektüre hindeuteten. Auch Poncalet erhielt sein Teil Lob, daß er mir die schöne Anregung für Geist und Herz vermittelt habe. Dabei glaubte ich etwas Nachdentliches in seinem Wesen zu bemerken, als halte er mit irgend etwas Besonderem zurück. Indirekt veranlaßte er mich, von dem abwesenden Kameraden zu reden, und ich sprach mit höchster Verehrung von ihm, von allem Guten und Braven, das ich an ihm kannte und von ihm gehört hatte, von Schönerm und Edlem, das ich ihm zutraue. Der Korpsgeist und die Kameradschaftlichkeit, alle für einen und einer für alle, schlugen in heller Flamme in mir auf, und ich hielt ihm eine Lob- und Verteidigungsrede, die eigentlich niemand von mir verlangt hatte, bis ich, mir dessen bewußt werdend, den Faden verlor und etwas plötzlich verlegen verstummte. Der Oberst hatte manchmal beständig genickt und auch eine und die andere Zwischenfrage gestellt und mich zuletzt mit einem so ernsten, väterlich wohlwollenden Blick angesehen, daß es sich mir schwer auf die Brust legte, als hätte ich unbewußt und ungewollt in meiner übertriebenen Wärme, mit der ich mich des abwesenden Kameraden annahm, eine schwere Verantwortung auf mich geladen. Und siedendheiß schoß's mir zu Kopf, daß die ganze Art des Obersten, wie er sich so über seinen Offizier berichten ließ und dazwischen die und jene Frage stellte, etwas von einem vorsichtig sondierenden Vater hatte, der sich über den erwähnten Gatten seiner Tochter unter der Hand orientieren möchte. Hatte ihm meine Wärme und Lebhaftigkeit nicht auffallen und den Glauben in ihm erwecken müssen, daß ich dem Grafen viel näher stände, als es tatsächlich der Fall war, vielleicht gar in gefährlicher Mitwisserschaft schwerwiegender Geheimnisse sein Vertrauen genoss? — Um alles in der Welt hätte ich in einen solchen Verdacht diesem edlen vornehmen Manne gegenüber nicht kommen mögen!

Was mochten da vielleicht in aller Stille für Kämpfe gekämpft, für Wunden geschlagen worden sein! Poncalets pföhllicher und langer Urlaub hatte ja vermuten lassen, daß diese Kämpfe abgetan waren, daß er entsagend das Feld geräumt habe und nicht wiederkommen würde, unter solchen Umständen ein heroischer Sieg über sich selbst. Doch

das Benehmen des Kommandeurs ließ sich damit schwer in Einklang bringen, und es drängte sich mir das bängliche Gefühl auf, stiller Teilhaber einer bedenklich schwankenden Firma zu sein. Zum Vertrauten hat mich ja noch niemand gemacht, aber daß sie mich gern dazu machen möchten, erscheint mir zweifellos. Sie brauchen einen Unparteiischen alle drei: Poncalet, der Oberst und die Frau... und ich weiß doch eigentlich nicht, was da so unheimlich still im Finstern herumschleicht. Ich soll da am Ende hineinkleiden und mir dabei die Finger verbrennen. — Wenn es nur einem etwas nützt und ein ehrlicher Wassengang ist, will ich gern sekundieren und Unparteiischer sein und alles tun, was ich nur irgend vermag. Aber nur nichts Nichtschesenes, nichts so aus dem Hinterhalt Kommendes, nein, da mach' ich nicht mit! Das könnte ich auch diesem Buche und den zwei erhabenen Männern Deutschlands nicht erzählen. Es muß ja etwas Furchtbares sein um die wirkliche leidenschaftliche Liebe und um das seltsame Ding, was der Höhepunkt solcher Leidenschaft sein soll: die sogenannte Liebeshörigkeit. Darüber ist ganz Interessantes in einem von Poncalets Büchern zu lesen, und an einer Stelle ist ein schwacher Blauschriftlich erkennbar und ein paar wie hingehaucht aussehende Buchstaben: „Harry“. Es könnte mein Name sein — ist's aber nicht. Das kleine t am Ende ist ganz deutlich, es könnte auf Harriet deuten — so heißt sie! — Na — wenn man argwöhnisch ist! —

Die Kommandeuse hat den Bazar abgegeben, wegen dauernder Indisposition, an die „Oberstwachmeisterin“. In Berlin war es in gewissen Kreisen Brauch, den Titel einfach auf die Frau zu übertragen. Zu droßlig klang das: „Die lieb-Regierungsrat“ — „die gute Oberst“ — Aber hier in Zwielicht haben wir triftigen Grund, schlechtthin nur von einer „Oberstwachmeisterin“ zu sprechen; sie ist es wirklich und „er“ unterhaut bloß. Ich verbringe also manche Abend- und Nachmittagsstunden bei Grafenbids in Beratungen mit ihr. Auch ein „Situationszauber“, aber kein berückender.

Heute bekam ich zwei Briefe, die mich frappten. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. — Morgens kam einer mit Grafenkronen in Silber auf grauem Leinen von Gräfin Wanda Wietersberg. Daß erschrak ich, halb freute ich mich und steckte ihn ungelesen in den Ueberrockaufschlag. Ich ließ, weil es regnete, in der Manege reiten und mir in der Pause einen Gist aus der Kantine holen. Den Ballast unter dem Arm, las ich den grauen Brief unter einem Stallfenster. Ich fühlte mich wirklich tief gerührt, aber doch ein bißchen unbehaglich. Manche Dinge dürfen eigentlich keinen Nachklang haben. Er kann nie rein sein. Wenn ein Erzengel vom Himmel kommt in einsamer Nacht und bringt uns eine Offenbarung, so muß er es uns selbst überlassen, was wir damit anfangen wollen, aber mit nachträglichen Erklärungen wiederkommen, das darf er nicht. Gott, diese armen Frauen. Wenn sie nur einen halben Schritt aus dem gewohnten Pfade getau haben, glauben sie gleich

um Verzeihung bitten zu müssen. Um Verzeihung oder Entschuldigung hat mich die Gräfin Wanda ja nicht bitten können. Ich wüßte auch nicht wofür. Aber aus dem ganzen Briefe klang ein solch schönes Zurückweichen, eine solche Besorgnis, ich könnte falsche Schlüsse ziehen, sie ganz falsch verstanden haben, solch ein Verleugnen jenes Situationszaubers, daß mir's weh tat. Schade! Hätte sie es doch gelassen, wie es war, so war's gut und schön und sie stand mir hoch! — Warum schrieb sie überhaupt? — Ein großes ewiges Schweigen mußte über jenen Wunderdingen ruhen! Wie kann sie nur fürchten, daß sie sich lächerlich gemacht habe? Nun möchte ich mir fast den Vorwurf machen, in einer „momentanen Stimmung“ ein leichtfertiges Urtheil angerichtet zu haben, wie etwa eine brennende Zigarette, die man in einen herblichen Wald warf... und nun schwelt und schwelt es! — Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht, ob überhaupt noch irgend etwas nachkommen müßte. Für mich war's abgetan. — Gewiß hätte ich sie mir gern erhalten, als Freundin, Schwester, Kameradin sozusagen. Welch ein Segen könnte eine so reine Beziehung für unsereinen sein! Aber wenn eine Frau uns nur im geringsten als Frau interessiert, so ist die Kameradschaft eine gefährliche Selbsttäuschung. Und interessiert sie uns überhaupt nicht, so wird, glaube ich, kein Mann einen Kameraden in ihr suchen. Mir wenigstens fiel zum Beispiel so etwas bei der „Oberstwachmeister“ gar nicht ein, und wenn ich auf einer wüsten Insel mit ihr läge an den allerlängsten Regentagen und Kaminfeuernächten. — Es bleibt leider wahr: eine reine Freundschaft ist zwischen Mann und Weib nicht denkbar, wenn sie nicht verheiratet sind. Na — und eine glückliche Ehe denke ich mir überhaupt nicht anders wie eine ruhige Freundschaft. Am besten antwortet man auf gewisse Briefe gar nicht. Das wird ja hien auch nicht gefordert und Schweigen ist auch eine Antwort: Einverständnis. Eingeladen hat sie mich nicht. Aber irgendwo wiederbegegnen werden wir uns wohl. Sicher zum Basar.

Der andere Brief war von Tante Lalli. Sonderbare Gerüchte gingen über mich um, schreibt sie. Ich sollte in Jwielitsch seltsame Seiten herauskehren, den ausgesprochenen Blässerten und Sonderling spielen, die jüngeren Kameraden und ihre Kreise meiden und mich desto mehr an einen, im Rufe der Ueberpanntheit und starker Nervosität stehenden älteren Herrn (Boncalet) angeschlossen haben. Zuletzt kam auch Tantes Besorgnis um ihren Lieblingswunsch zum Vorschein, mich nach alter Familientradition jung und mit einem meiner Jugend entsprechenden Wesen verheiratet zu sehen, indem sie auf Huldigungen anspielte, die ich älteren, in keiner Weise zu mir passenden Damen zu Füßen lege. — Die Kommandeuse wäre ja den Jahren nach noch keine ältere Dame, schrieb sie, aber ihre Stellung machte sie zu einem ebenso ungeeigneten als gefährlichen Gegenstande meiner „Herzenswollungen“. Befürchtet habe sie immer, in dieser Richtung einmal etwas über mich zu hören. Und so eine kleine, weltvergeffene Garnison wie Jwielitsch sei viel gefährlicher als das große Berlin mit seinen tausendfachen Versuchungen. Da fände ein junger Mensch gar nicht die Zeit zu einer so einseitigen Verirrung und durch die Vielheit der Erscheinungen würden seine Gedanken beständig abgelenkt. Aber wenn einer sich bei dem stillen eintönigen Leben in Jwielitsch auch noch von den Kameradenkreisen abschließt und in unpassende Freundschaft gerät, die ihn zu nehmen weiß, und wenn man in gewissen Dingen noch ein „unbeschriebenes Blatt“ sei wie ich, dann hätten meine wahren Freunde recht, mich zu warnen, möchten auch die unlaufenden Gerüchte an und für sich ganz harmlos sein, etwas Wahres sei immer daran. — Zum Basar läme sie, also in acht Tagen, und ich sollte ihr ein Chambre garnie besorgen, möglichst in meiner Nähe. Den Tag würde sie ja doch bei mir verbringen...

Wegen des Basars allein läme die gute Tante Lalli wohl schwerlich nach Jwielitsch! Sie kommt wegen der Gerüchte. — Nun, da kann ich sie ja beruhigen, nach allen Seiten hin. Ich bin immer noch gänzlich „unbeschrieben“! Möchte nur wissen, wer ihr diese Gerüchte, woran immer etwas Wahres ist, hinterbringt.

Dezember. Morgen also ist der Basar. Tante Lalli kommt am Vormittag an. Die Subskriptionsliste ist über-voll. Garnison und Land reich vertreten und alles, was in der Bürgerschaft zu den Honoratioren gehört. Die Mädchen, die Verkaufsbuden haben sollen, sind von den Vorstandsdamen ausgewählt worden, nicht von mir, obwohl ich doch

maitre de plaisir bin! Und ein Blätter ist es nun eigentlich wirklich, die niedliche Bürgermeistertochter am Sektisch zu sehen und die fetsche, kleine Postsekretärsfrau am Käset.

Sonst und anderswo würde das ja überhaupt nie geschehen, daß „außer-gesellschaftliche Kräfte“ an die Verkaufstische zwischen den Damen der Gesellschaft placiert werden. Aber nach langer Beratung wurde in Jwielitsch eine Ausnahme gemacht und von den gesamten Damen des Komitees, an der Spitze die Kommandeuse und die Gräfinnen Wiettersberg, befürwortet. Es sind zufälligerweise gar zu wenig geeignete Persönlichkeiten unter unsern Regimentsdamen und unter den Landsfamilien. Und wenn der gute Zweck, recht viel Geld einzunehmen, erreicht werden sollte, so mußte schon eine weitgehende Toleranz geübt werden, auch der vielen Leutnants wegen, um ihnen das Kaufen zu verläßen.

Der Eldoradowirt, Herr Karfunkelstein — polnischer Jude reinster Rasse — gibt das Lokal umsonst zu dem wohlthätigen Zweck: verwahrloste Kinder des ganzen Kreises, ohne Unterschied der Konfession, in einem eigenen Heim unterzubringen und zu erziehen.

Die Kommandeuse hat übrigens das Präsidium behalten und wird heut abend die Ladypatronesse des ganzen Nummels sein. Alle Wünsche hat man an sie zu richten. Sie wird in einer Art Zelt sitzen und dort Cercle halten. — Unten uns gesagt: sie wird die Jwielitscher für eine Mark Eintrittsgeld in der Nähe bewundern lassen, was Schönheit, Vornehmheit und Eleganz ist.

Der Eldoradosaal ist mädchenhaft geschmückt! Räumlich Papiergirlanden und Fahnen, deutsche und polnische, sogar eine Tritolore. Sie gehört, glaube ich, dem Uhrmacher, der von den Eugenotten stammt, und als die größte hatten sie die Handwerker in der Mitte über dem Eingang anbringen wollen; ich kam zum Glück noch zu rechter Zeit, um dies zu verhindern. Auf jedem Treppenabfah prangen Lorbeer und struppige Oleanderbäume mit bunten Papierlaternen, und sämtliche Bettvorleger des „Eldorado“ schmücken als Teppiche die Stufen. Es muß magisch-orientalisch wirken am Abend! Besonders wenn Herr und Frau Karfunkelstein die Honneurs des Balastes machen, muß der Orientzauber verbläsend sein.

Der Saal bietet, ein wenig aus der Ferne betrachtet, das übliche Basarbild: die Buden mit allem möglichen Kram, der noch mit Papier und Tücher bedeckt ist, das „Königszelt“ für die Präsidentin und am oberen Ende, vor dem Podium, wo die Musiker sitzen sollen, Rischen und Lauben und höchst verführerische Cabinets séparés in den Ecken, verkleidert von Gfegittern, künstlichen Blattungsbauern, Teppichen und rotgefärbten Eldoradotischdecken. Rote Papierlampen werden unbeschreibliche Illusionen verbreiten und was daran noch fehlt, wird der Sekt besorgen, den wir in ungezählten Flaschen gratis für „Verwahrloste aller Konfessionen“ geliefert haben. Nachher sollen die Buden weggeräumt und ein Tänzchen gemacht werden. Das ganze Regiment ist da, einschließlich der Avantageure, Einjährigen, Aerzte und Zahlmeister.

Seltsam, eben kommt Meier und erzählt mir so beiläufig, daß er Boncalet gesehen haben will in Zivil. Das ist doch kaum möglich... er hat ja eben erst Nachurlaub bekommen. — Was um Gottes willen sollte denn das bedeuten? Heute morgen waren seine Fenster noch alle verhängt. Und er wäre doch sicher bei mir gewesen! Was will er hier? Zu diesem Basar wird er doch nicht notwendig sein. — Mir ist so schwer zumute. Wenn nur heute abend nichts sehr Ernstes passiert! —

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Kriegstagebuch eines Feldintendanten.

Mitgeteilt von L. Maiken.

Als mir meine jüngste das Bündchen voll unbeschriebener Blätter in den Koffer schob, mit der lakonischen Bemerkung: „So, Vater, das ist von mir, wenn du mal Zeit hast...“, mußte ich trotz des Ernstes der Situation doch herzlich lachen.

Was sich solch Ding von Achten für Ideen vom Krieg und von der Verantwortung der Beteiligten macht... Zeit... In fremden Ländern, dessen Sprache man schwer beherrscht, Quartiere suchen, sechs hundert Mann und Pferde unterbringen und dazu mit vielen unvorhergesehenen Dingen kämpfen... wer soll da zu schriftlichen Ergüssen Zeit finden! Man wird froh sein, wenn man seine Heimatberichte neben allen amtlichen Dingen,

die attemmäßig gebucht sein müssen, vom Stapel lassen kann. So dachte ich.

Aber die Kleine war diesmal doch der längere Teil. Und nun ist das städtische Wändchen schon recht weit gediehen.

Was uns fehlt im östlichen Land, das die Koiaken zum Denkmal ihrer Vertiertheit und ihres Barbarentums gemacht haben, ist die Post. Sie funktioniert nicht so, wie wir wünschen. Nun größten Teil liegt das an den schlechten Wegen. Die Wagen können nicht heran. Aber dann die Freude, wenn man Nachricht aus der Heimat erhält, wie ich soeben eine Karte vom 17. 9. und eine vom 30. 9.

K. 1. 10. ... Armeekorps.

Dereliche Ueberraschung! Der Wagen unseres freiwilligen Automobilfahrers T. fuhr heran und brachte Liebesgaben für unser ... Armeekorps. Ich hatte zwei Pakete auf dem Fahrzeug. Und wie sah der Inhalt glänzend aus! Die Lieben in der Heimat hatten sich selbst übertroffen — es war ein zu prächtiger Kuhl! Und was uns am meisten fehlte — warme Winterjacken — sie waren in Masse vertreten, so daß ich noch anderen Kameraden ausbesseln konnte. Ueberhaupt — ausbesseln — mitteilen, das ist etwas, was man eigentlich erst so recht im Krieger schäpen lernt. Die Kameradschaft vom ersten bis zum letzten Mann ist die beste Kebrseite des strapazierten Lagerlebens. Sie schlägt Brücken, die unzerstörbar und eiseru in die Zukunft hinausragen, auch über die Heldengräber hinweg. Mein Licht geht aus. Schade. Ja, die Befestigung. Das Elektrische haben uns die lieben Russen zerstört, und Petroseum gibt's nicht. Es gibt hier überhaupt nichts.

G. 3. 10.

Wir liegen in einem Schloß. Abgesehen davon, daß die Postkaviter schon mächtig hier gebaut haben, geht's Quartier an. Man hat doch wenigstens ein Dach überm Kopf und frist mal wieder an einem Tisch. Aber die Freude dauert nicht lange. Morgen geht's weiter. Morgen ... Vor einem Jahre habe ich mir das Morgen freilich anders vorgestellt. Und meine Drei zu Hause auch. Meine zwei Mädels werden mit ihrer Mutter stumm zu Tisch sitzen und mühsam an ihren Bissen schlucken. Wenn sie auch sonst mutige Derser und hellen klaren Verstand für alles Schwere in dieser Zeit mitbringen ... morgen werden meine Drei mühsam schlucken ... Silberner Hochzeitstag ... im Felde ...

G. 4. 10.

3 1/4 Uhr aus dem Bett. Mir träumte eben, meiner jüngsten Pflirschbäckchen schmiegte sich an mein rauhes Kriegergesicht, und halb noch im Traum sagte ich nach dem braunzöppigen Köpfchen ... Es ist ein Glück, daß man nicht Zeit zum Denken hat. Die eiskalte Morgenwäsche, eine Wohlthat, die auch immer seltener wird im Lagerleben, wäscht die sentimentalischen Heimatsregungen fort. 1/5 Uhr im großen Speisesaal in Erwartung einer Tasse Tee (der übrigens das einzig Gute hier ist) und schwarzen Soldatenbrotes; vor 25 Jahren um diese Zeit schlief ich wohl noch, um dann beglückten Herzens zur Braut zu fahren und zur Ziviltrauung ... Wer so als junger Assessor in die Zukunft hätte blicken können! Und mir fiel ein, wie gütig die Vorsehung doch mit uns armen Menschekindern verfährt, daß sie uns vor solchen angstigen Bildern bewahrt.

Da klang plötzlich die liebenswürdige Stimme unseres kommandierenden Generals neben mir. Seine Excellenz sah heute ganz besonders frisch und eigenartig aufgeräumt aus. Er reichte mir die Hand, sprach so viele, gute anerkennende Worte: wie stolz er sei auf seine Beamten, die mit Lebensgefahr wie die Krieger in der Front ihrer schweren Arbeit, ihrer harten Pflicht nachgingen, ohne die auch die schwere Mutarbeit vor dem Feinde nicht geleistet werden könnte ... und wie sich auch der Kaiser anerkennend darüber geäußert. Dabei drückte er mir die Hand und ließ das Eisene Kreuz zurück mit den Worten am Schluß seiner Rede: „Herr Geheimrat, für die ausgezeichnete Verpflegung des Korps.“ Freude ... Ich weiß es nicht, ich hatte ein ganz seltsames Gefühl. Wie ein Schuljunge, der öffentlich belobt wird ... oder wie einer, der durch einen glühenden Ofen gewandelt ist und hell herauskam. Wer mir das vor 25 Jahren gesagt hätte ... Und nun kam mir erst die Weiße des Tages zum Bewußtsein.

Um 5 Uhr Abritt ins Gefecht. Scheußlicher Weg, an dessen Ende der Durchgang durch einen Fluß nicht gerade verheißungsvoll aussah. Wichtig, glitt mir am jenseitigen Ufer, das feil und glatt herabfiel, mein Gaul aus. Glücklicherweise schwang ich mich zur Seite und kam zwar patschnaß, aber sonst unbeschädigt aufs trodene Land, wohin mir mein treues Roß auf einlges Jureden hin folgte.

Und nun durchs feindliche Gewehrfeuer. Die Kugeln pfliffen nur so um uns herum. Schließlich septe auch ein tolles Schrapnellser ein. Aber durch mußten wir! Spät Abends Quartier auf einem Gutshof. Nach einem ländlichen Abendbrot aufs Lager. Stroß — ohne Bettlad, weil das Gepäd der miserablen Wege wegen nicht heran konnte ...

V. 5. 10.

Früh 1/6 Uhr Abritt — ohne Morgenwäsche, gar nicht aus den Sachen herausgekommen. Eine Tasse Tee mit Soldatenbrot. Geritten bis 3 Uhr, teils im Gefecht und dann in den Quartierort. Scheußlich drehtig! Die Parole hieß: Suche sich jeder sein Quartier. Auswahl gab's wahrhaftig nicht. Es konnte es jeder nur „noch schlechter“ finden. Zunächst brachte ich meine Pferde unter, das gelang leidlich. Für mich fand ich nach langem

Suchen eine Heidscheune mit gutem Stroß. Also — mein Lager hergerichtet und dann auf die Suche nach Verpflegung. Ja, da war guter Rat teuer. Das Nest war ausgenommen bis auf die letzte Hube! Und unser Gepäd war mal wieder irgendwo ...

9 1/2 Stunde geritten, nichts im Magen, nah bis auf die Haut, hieß es nun erst mal alle notwendige Arbeit erledigen, und so wurde es 1/10 Uhr, als ich in meinem — „Hotel“ ankam. Welche Ueberraschung! Ein friedlicher Gast — stand in meinem sorgfältig gerichteten „Bett“ ... ein Pferd, dem ich erst das Laufen beibrachte. Und nun ins Stroß! 16 Stunden ohne jegliche Mahlzeit, aber sonst ganz gesund, beschloß ich den denkwürdigen Tag, da ich vor 25 Jahren mit meinem besten Kameraden vorne Altar die Ringe gewechselt. Damals war das Heiden, unter dem der Tag gestanden: Myrthe und Gold ... heut ist's Blut und ... Eisen. Meine Hand hält's fest ... Und mein Herz sagt: Troß und Troß ... ein herrlicher großer Tag! Wir wollen ihn feiern — im Frieden.

Um 1 Uhr nachts kam das Gepäd. Unausgezogen froch ich in den Bettlad. Schlaf gab's nicht. Dauernd kamen Rannschaffen und suchten Unterkommen in der Scheune. 5 Uhr aufstehn — Morgenwäsche übriger Luxus, nah war man ja noch vom Tage vorher ... Zur Menage! Nach 24 Stunden Fasten eine heiße Fleischsuppe mit einem guten Stück Fleisch und darauf einen Soldatenbecher mit Kaffee. Das schmeckt. So hat's einem noch nie geschmeckt. Ob das früh 1/6 Uhr oder nachts um 12 Uhr stattfindet, das ist dem Krieger ganz egal. Zeiteinteilung spielt im Krieg keine Rolle mehr.

12./13. 10.

Das Generalkommando mit Mann und Pferd in einer Heidscheune untergebracht, die die Nacht hindurch von den Russen mit Schrapnell beschossen wurde. Sie hatten einen Ueberfall auf uns geplant — der mehr der Kasse, die wohlgefällt war, galt — als uns persönlich. Aber alles ging gut ... wenigstens bei uns.

25. 10.

Wenn wir bloß erst aus dieser armeneligen Gegend herauskämen! Das heißt, heute wäre mir auf der Suche nach einem menschlichen Unterkommen für meine Leute dieser Wunsch beinahe schneller in Erfüllung gegangen, als mir lieb gewesen; ich geriet in ein Schrapnell- und Granatenfeuer, daß es selber meinem Gaul zu viel wurde.

17. 12. 14.

Nährend sind die Briefe aus der Heimat. Sie warnen uns, besonders Frau und Töchter, — daß wir die freitige Vorlicht walten lassen. Sie bangen sich, daß wir feiern und uns die Feinde, damit rechnend, überfallen. Wie sie alle mit uns sind in der Heimat! Ja, ihr getreuen Lieben, wir sind am Heiligen Abend vorsichtig, vergessen das augenblicklich Wichtigere nicht — wenn auch das Herz im Himmel beim Christkind und bei den Lieben in der Heimat ist, das Auge und der Verstand sind gegen den Feind gerichtet. — Sogar in poetischer Form gelangen die Warnungen an.

Arkwürdig ... Man frist 15—18 Stunden zu Pferde, man ist früh um 5 Uhr zu Mittag und trinkt seinen Frühstückstee hinterher, man verhandelt, kauft ein, requiriert ... wenns was zu requirieren gibt, schreibt seine Akten — im eigentlichen Sinn arbeitet man mehr wie zu Haus und ... hat Zeit ... Das ist der Krieg ... Er lehrt uns viel. Er lehrt uns — neu ...

Unsere Quartiere sind seit einiger Zeit leidlich. Wie es jetzt, da die Russen keine bekommen haben und laufen, wird, weiß Gott allein! Er schätze die Heimat — und uns alle!

**Vermischtes.**

— Der Urwald als Kampffeld. Interessante nähere Angaben über die äußerst schwierigen Geländeverhältnisse, unter denen die Kämpfe in Kamerun stattfinden, enthält der Brief eines englischen Offiziers, der schreibt: „Die Zeit vergeht, und wir sind noch immer nicht recht „ran“. Es ist ein sehr schwieriges Gelände, in dem wir kämpfen, und alles geht sehr langsam vor sich. Das Klima mit seiner furchtbaren Hitze, seinen tropischen Regengüssen und heftigen Tornados, die Mangrovensümpfe, das dicke, s. T. undurchdringliche Dschungel, die Mähelsteilen des Transportes, all das trägt vereint dazu bei, jeden Fortschritt zu hindern. Ist man erst einmal in diesen Busch drin, dann beginnt ein Kampf mit der Natur, der einen müder macht, als die größten Gewaltmärsche auf guten Straßen. Bisweilen ist es niederes Untergehölz, durch das man sich mit Messer und Art den schmalen Pfad erst bahnen muß; noch öfter aber ist es der wilde Urwald Westafrikas. Das sind dann große Bäume, die üppig umwuchert sind von Schlingpflanzen, behängt und verwachser mit einer unglaublich reichen Vegetation. Vögel auf jedem Zweig, glänzen in allen Farben, vom leuchtenden Blau und Vurpur bis zum schimmernden Gold und Orange; sie fliegen von Baum zu Baum über uns her und scheinen sich mit ihrem Rufen und Singen über uns lustig zu machen. Dazu Insekten von jeder Art, von riesigen Schmetterlingen bis zu Stechfliegen, die den Marsch auch nicht gerade erleichtern und recht schmerzhaft Wunden verursachen, bevor man noch an den Feind kommt. So kommen unsere Kolonnen schlecht vorwärts. Wir drangen schließlich bis zu den Vorposten durch, und ganz nahe dabei ist eine tiefe Lichtung, wo Oberst vor kurzem von einer deutschen Streitmacht in einen Hinterhalt

gelockt, mit verborgenen Wajchmengewehren empfangen und schwer geschädigt wurde. Wir hatten ein paar Tugend Tote. Die deutschen Gräben sind noch zu sehen, dazwischen Löcher, und wenn man sich weiter vorwagt, sieht man auf deutliche Spuren des Kampfes. Zwei englische Offiziere verirren sich färslich im Urwald und bleiben vier Tage lang ohne Speise und Trank. Das kann einem leicht passieren und ist eine helle Gefahr, denn allein im Dickicht ist man so gut wie verloren. Der eine kam glücklicherweise, halb verhungert und verdurftet, nach der Station, der andere stieß auf einen deutschen Vorposten und geriet in Gefangenschaft. Oberst

Vager wurde vor wenigen Tagen von einer Herde von Elefanten überrannt, die die ganzen Verhauungen in Grund und Boden zertrampelten. Au Elefanten ist hier überhaupt ein großer Reichtum, und auch sonst sieht man an unieren Linien mehrwüdriges Getier. So stieß ich auf ein Krolodil und dann auf ein 6 Fuß großes schwarzes Kamba. Die Deutschen haben einen Panzerzug und haben die Eisenbahnlinie, die wiederhergestellt worden war, gesprengt, wobei sie augenscheinlich eine große Menge Dynamit verwendeten, denn die Explosion war auf 40 Kilometer hörbar. Des Nachmittags fanden die Eingeborenen eine Granate im Wasser in der Nähe des Kais, wahrscheinlich eine der letzten die der „Challenger“ bei der Beschießung von Duala abgeworfen hat, gingen ihr mit einem Hammer zu Leibe und sprengten sich dabei selbst in die Luft. Stücke davon flogen fast bis an die Stelle, wo ich stand, aber als ich die Granate untersuchen wollte, fand ich nicht ein Stück, nur die unglücklichen Bruchstücke, ganz zertrümmert von der Granate.

**Alte und neue Spionengeschichten.** So viele Spione, wie die Engländer in ihrem Lande zu haben glauben, gibt es wahrscheinlich in der ganzen Welt nicht; dennoch spielen Spione im gegenwärtigen Kriege wohl eine bedeutende Rolle für die meisten Kriegsführenden, wie sie es in vielen früheren Kriegen auch getan haben. Im Pariser Kriegsministerium bewahrt man in den Archiven, wie die „Vita“ erzählt, ein mehrwüdriges Spionepatent auf, eine Urkunde, die der König im Jahre 1662 einem gewissen Franz Berthoud verlieh. Nach diesem Patente war der Inhaber berechtigt, sich in Paris, in Bordeaux und an anderen Orten aufzuhalten, um, nach besten Kräften verkleidet, im Dienste des Staates Geheimnisse auszukundschaften. — Prinz Eugen, so erzählt die italienische Zeitschrift weiter, soll eine Reihe seiner größten Erfolge der glänzenden Organisation seines Spionenetzes verdanken: auf Grund der Angaben, die er sich durch Spione verschafft hatte, soll er 1701 Mantua genommen haben, und ebenso soll ihm die Ueberrundung Cremonas im folgenden Jahre nur dank seiner Spione gelungen sein. Es wird von ihm erzählt, er habe es fertig gebracht, unter dem Vorwande, bringend eines Drachtigers zu bedürfen, aus den feindlichen Städten Mönche an sich zu ziehen, und diese habe er aus seinem Lager nicht wieder entlassen, ehe er nicht aus ihnen die Nachrichten herausgelockt hatte, die er brauchte. — Im französischen Heere war im 18. Jahrhundert das Spionenetzen großartig organisiert, ja es gab sogar den Grad eines „chef d'espions“, der jedoch nicht allzulange Bestand hatte. — Spione, die man ertappt, werden heute wie in früherer Zeit gewöhnlich kurzschneid hingerichtet. Eine humoristische Spionengeschichte, in der ein ertappter Spion nicht nur begnadigt, sondern sogar freigelassen wurde, soll sich im Jahre 1859 ereignet haben: das französische Heer unter Bourbaki erwartete die Oesterreicher, aber der Feind kam nicht. Die Vorposten nahmen einen Spion gefangen, dieser wurde vor Bourbaki gebracht, und es entspann sich ein mehrwüdriges Verhör. „Du bist ein Oesterreicherer Spion?“ „Ja, Herr General.“ „Du willst also den Oesterreichern alles berichten, was du im französischen Lager siehst?“ „Ja.“ „Wirst du deinen Beruf für ehrenhaft?“ „Ja.“ „Wirst du als Spion in unsere Dienste übertreten?“ „Nein.“ „Gut, so bist du frei, aber mach' dich auf die Beine, laufe zu deinen Oesterreichern und sage ihnen: ich warie schon zwei Stunden auf sie, und die Geschichte wird mir allmählich langweilig!“

Wie man einen Silyplaz bekommt. Nicht nur bei uns sind die Straßenbahnwagen häufig so überfüllt, daß das schwache Geschlecht stehen muß, sondern das ist auch in Amerika der Fall, und da die Herren der Schöpfung dort nicht immer so galant sind, um einer Dame ihren Platz anzubieten, hat eine sinnige Amerikanerin ein probates Mittel angewendet. Wie aus Kansas City berichtet wird, besaß dort eine junge Dame die Straßenbahn, die einen Gegenstand, forslich in ein weißes Kissen eingehüllt, in ihrem Arm trug und mit Zärtlichkeit an sich drückte. So gleich sprangen einige Herren auf und boten ihr einen Platz an, worauf sie sich bescheiden niedersetzte und das Paket behutlich in ihrem Arm wiegte. Unter den Mitfahrenden war aber ein Herr, der die Dame schon öfters mit dem gleichen Gegenstand auf der Straßenbahn getroffen hatte, und es wunderte ihn, daß sie immer ihr Baby — denn etwas anderes konnte es doch nicht sein — bei sich trug. Er trat an sie heran, rückte mannsfüllig ihr Kissen beiseite und stellte fest, daß es eine große Holzspuppe mit rosigen gemalten Wächchen war. Die Dame gab dem auch auf Befragen zu, daß sie stets mit ihrem „Baby“ die Straßenbahn besteige, weil sie früher so oft habe stehen müssen, und daß sie auf diese Weise immer einen guten Platz erhalten habe.

**Büchertisch.**

— Die Hefte 14—16 der Kriegszeitung „Der Völkerrrieg“ (Berl. von Jul. Hoffmann in Stuttgart) behandeln einen besonders interessanten Abschnitt des großen Krieges: die Entwicklung der jetzigen westlichen Schlachtfrent, beginnend mit der Schlachten an der Marne und endigend mit der Ausdehnung der Kampflinie bis zur Nordsee nach der Einnahme von Antwerpen. Kein Teil der bisherigen Operationen ist so reich an ungelösten Fragen wie dieser, nirgends läßt sich der innere und äußere Zusammenhang der Ereignisse schwieriger verfolgen als hier. Soweit sich aus dem bis jetzt vorhandenen Material ein geschlossenes Bild gewinnen läßt, ist dies im „Völkerrrieg“ gut gelungen. Die Schlachten an Marne und Aisne werden in klaren Zügen geschildert, viele Einzelheiten werden lebendig vergegenwärtigt durch fesselnde Darstellungen von Augenzeugen und Berichtsthätern. Die Kämpfe der deutschen Südwendung vor Paris und vor allem des deutschen Rückzugs werden vom militärischen Standpunkt aus eingehend erörtert. Die Deutungen, die hier gegeben werden, sind außerordentlich einleuchtend. Die neue Offensive brachte rasch Entschädigung: der Angriff der Bayern auf die Sperrfortlinie, der in der Einnahme von St. Mihiel, und der Erstürmung des Forts Camps des Romains seinen Höhepunkt fand, wird ein unvergänglichem Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Krieges bleiben. Zu verdammt ist dieser Erfolg vor allem unieren schweren Geschützen der verschiedensten Kaliber, deren Tätigkeit Professor Goora Wegener aus eigener Anschauung lebendig schildert. Am Norden sog. im Winterbesessen die Schlachtfrent infolge der französischen Umgehungsmanöver gegen unseren rechten Flügel immer mehr in die Länge und näherte sich rasch der Nordsee. Höhepunkte der Darstellung sind hier die Berichte über die Kämpfe um Arras und die Einnahme von Ylle. Nach der Eroberung von Antwerpen konnte der deutschen Abwehrungsmauer der Saluhstein eingefügt werden. Die Belagerung von Antwerpen ist vielleicht das fesselndste und abgerundete Stück, das diese Kriegszeitung bisher gebracht hat. Die Verfolgung der belgisch-englischen Verteidigungsarmee fand mit der Einnahme von Oende ihren Abschluß. Den beigegebenen Bildern und Karten merkt man an, daß diese Hefte mit besonderer Sorgfalt ausgestattet sind.

— Eberhard Buchner, Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. Erster Band: Die Vorgeschichte. Der Krieg bis zur Vogeisenschlacht. Titel, Umschlag und Einbandzeichnung von Professor F. S. Chmura. Beheftet 3 Mk., gebunden 4 Mk. Verlag von Albert Langen, München. — Es ist unmöglich, schon heute eine Geschichte des Weltkrieges zu schreiben. Das hat Eberhard Buchner wohl erkannt. Seine Absicht ist es deshalb, das unendliche, reiche Material zu dieser Geschichte, das uns die Zeitung jeden Tag von neuem wieder an die Hand gibt, vorläufig zu sammeln und zu sichten. Unter seinen bewährten Händen haben sich die Hunderte von Zeitungsnachrichten und Zeitungsausschnitten zwar nicht zu einer Geschichte, aber doch zu einer Kulturgeschichte des gegenwärtigen Krieges zusammengeschlossen. Er hat ein Dokumentenwerk geschaffen, das, aus der Stunde heraus geboren, ein so unmittelbares Leben atmet, wie es der unachträglichen Darstellung auch aus der genialsten Feder stets verlagst bleiben muß. Er stellt, im Gegensatz zum Historiker, der erst den richtigen Abstand zu den Ereignissen seiner Zeit gewinnen muß, eben diese Zeit dar, wie sie selbst sich gab, unbekümmert um Zusammenhänge mit der geschichtlichen Vergangenheit und Hindeckungen auf die Zukunft. Jede Stunde dieser Zeit hat ihr eigenes Leben, ihre eigene Sprache; Buchner ist es gelungen, sie unverfälscht zu Worte kommen zu lassen und aus Einzelheiten ein starkes Ganzes zu bilden: ein echtes Bild unserer Tage.

**Städterätsel.**

Erleuz — Eschweller — Bacharach — Bingen —  
 Dolgesimar — Honnet — Mainz — Mühlhausen.  
 Die vorstehenden Städtenamen sollen derart geordnet werden, daß der erste Buchstabe des ersten Namens, der zweite des zweiten, der dritte des dritten usw. wiederum einen Städtenamen ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:  
 Umlärgungen: tr = Treff, p = Pique, o = Coeur, car = Carreau,  
 trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.  
 Im Stat lagen p9 und p8, Vorhand hatte cB, tr9, tr8, tr7,  
 p7, cZ, cD, c9, c8, c7 und Hinterhand den Rest. Spielgang:  
 1. B. cD M. cA\*) D. carB = — 16  
 2. D. carZ B. cB M. carA = — 23  
 3. B. cZ M. cK D. trZ = — 24  
 Sa. = — 63 Augen.

\*) Zu schneiden wäre verkehrt, da Mittelhand doch darnach trachten muß, aus Spiel zu kommen.